

Sonnenwende

Autor(en): **Müller, Max**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **13 (1909)**

PDF erstellt am: **02.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-574866>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Von der I. Schweiz. Heimarbeitausstellung. Schusterfamilie in der Mansarde.

Küche am Herdfeuer und strickt an einer groben Socke für den Andres, ihren Buben auf dem Berg.

Die Männer stolpern die enge Verandatreppe hinauf. Zögernd lassen sie den schweren Messingklopfer auf die Türe fallen.

„Helf Gott der Trini!“ sagt mit gepreßter Stimme ein weiterfester Nessler, während sie die Bahre vor der Türe niederlassen.

Sonnenwende.

Nachdruck verboten.

Novelle von May Müller, St. Gallen.

Fred Gröner baute an seinem Doktor. Seine sonst so behagliche Studentenbude hatte denn auch starke Nehmlichkeit mit einem Zimmerplage bekommen: auf Tischen, Stühlen wogte ein wüßtes Durcheinander von Büchern, Heften, weißem Konzeptpapier, Löschblättern und dergleichen Utensilien mehr. Zu unregelmäßigen Weigen lagen die grauen Bände der Bibliotheken getürmt, geistigen Hobelspänen vergleichbar besäten eine Unmasse von Papierwischen und zerfnüllten Notizblättern den Fußboden.

Den stillen Gesellschaftern an der Wand schien dieses Chaos indes kein allzu ungewohntes Schauspiel zu sein; denn weder der Mann mit dem Goldhelm, noch die herbe Mona Lisa fanden es der Mühe wert, deswegen ihre Mienen zu verziehen. Im Gegenteil: sie sahen still und in sich versunken zu, wie ein Menschenkind, das noch in der wirklichen Sonne drüben im Leben wandelte, Tage und halbe Nächte über blassen Büchern und vergilbten Pergamenten zubrachte, bloß um des bißchen Ruhmes willen, ein gelehrter Mann zu heißen, um auf der Welt ein kurzes Dasein lang in Ansehen zu stehen. Ja, wenn ein Ruhm

Jahrhunderte überdauerte, so wie der ihrige, dann lohnte es sich vielleicht, an Schlaf und Sonnenschein sich etliches abzusparen — und selbst dann konnten sie es nicht einmal mit Zuverlässigkeit behaupten...

Fred hatte ein dickes Werk zur Hand genommen und blätterte nach einem Stichwort. Dabei fiel sein Blick auf die Vorrede des Verfassers, eines berühmten, jetzt hochbetagten Mannes der Wissenschaft, bei dem er in früheren Semestern selbst einmal gehört hatte.

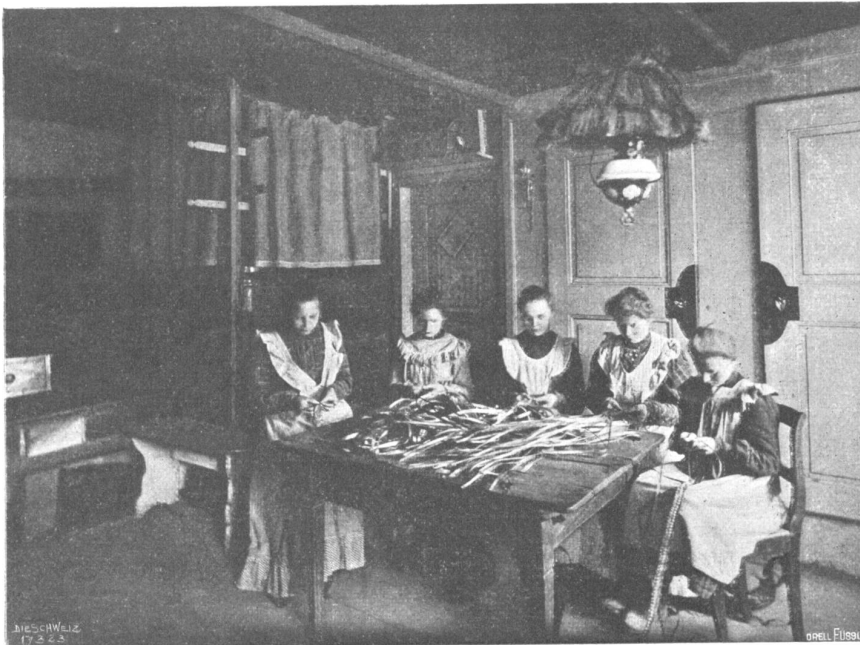
„Dies Buch, in dem ich eine Lebensarbeit von zwanzig Jahren niedergelegt habe, widme ich meiner teuern Frau

Maria,

dem Stolze und dem Glücke meines Lebens, der treuen Gefährtin meiner Arbeiten.

Der Verfasser.“

Der Student konnte sich einer leichten Bewegung der Mühsung nicht erwehren. Das Bild des ehrwürdigen Gelehrten stieg vor ihm auf: wie eine vielhundertköpfige Hörerschar Tag für Tag seiner Vorlesung begeistert lauschte, wie die Zeitungen von ihm redeten und seine Worte ins Volk hineintrugen



Von der I. Schweiz. Heimarbeitausstellung. Stroharbeiterinnen im Aargau.
Phot. Buserli, Zürich.

und wie die jüngern Fachgenossen seine Werke als Offenbarungen eines genialen Forschergeistes priesen. Und dies alles dankte der schlichte Mann einem geliebten Wesen: seiner Frau!

Halblaut sprach Fred dieses eine Wort vor sich hin. In diesem Augenblicke glaubte er, jenen ganz verstanden zu haben, und er fühlte auch, wie trefflich ein solches Vorwort einem Buche der Wissenschaft, das zugleich ein philosophisches Weltgebäude darstellte, anstand. Es vermochte ihm, dem Studenten, tiefer ans Herz zu greifen als ein semesterlanges Kollegium über Ethik und Moralphilosophie. Sein Auge streifte über das leblose Papier hinweg in die Ferne, wo er ein liebliches Mädchenbild wußte. Plötzlich besann er sich und holte aus dem Geheimfach seines Schreibtisches eine kleine Photographie hervor, betrachtete sie lange mit einem beglückten Lächeln und drückte sie rasch und wie verstohlen an die Lippen. Zwei schelmische Augen blickten ihm frohmütig-sinnend entgegen, der lachende Mund spitzte sich ein wenig, als wollte er sich für die unverhoffte Liebkosung dankbar erweisen — aber wie trennend schob sich die weiße Linie eines feinen aristokratischen Nasenrückens dazwischen... Auf der Rückseite des Bildes las er — zum wievielten Male wohl? — die Widmung, die in energischen, offenen Schriftzügen hingeworfen schien, beinahe absichtslos, wie einem drängenden Gefühle nachgebend:

„Dem Geliebten, der mich zum Leben erweckte! Maja.“

Wie stets, wenn Fred Gröner seiner Liebe gedachte, durchsuchte ihn jetzt auch jener Blickstrahl von Energie und Licht, der ihn aufpeitschte, wenn er matt werden wollte, der ihm das Ziel grell beleuchtete, das er hoffnungsfreudig seinem Leben gesteckt. Nicht von jeher — der Gedanke daran gab ihm verdoppelte Kraft — er war nicht als ein Fertiger auf die Universität gekommen, wie so viele Glückliche, die entweder das Gesetz der Trägheit oder ein besonders klarer dominierender Wille von Anfang an auf dem geraden Wege der Pflichterfüllung im Takte der Zukunftsmusik vorwärtsmarschieren läßt... Um so tiefer und ehrlicher war jetzt seine Dankbarkeit der Geliebten und der ganzen Welt gegenüber, daß aus ihm doch noch ein rüstiger Wandersmann geworden, bevor die Sonne der Jugend hinter den blauen Bergen untergegangen war...

Eben wollte er allen schmerzlich-süßen Reminiszenzen für-

zerhand ein Ende machen und sich mit erfrischem Eifer seiner Arbeit zuwenden, da klopfte draußen seine Wirtin und brachte Zeitungen und Briefe für ihren Herrn Doktor. Sie wußte, daß sie nicht stören dürfe, begnügte sich mit einem freundlichen „Guten Abend“ und einem minder freundlichen Seitenblick auf die niedliche Ordnung und verzog sich nach der Bude des Polytechnikers, der ihr in dieser Beziehung mehr Freude machte. Auch tröstete sie sich bei dem Gedanken, daß sie Gott sei Dank an keinen Rufen vermietet habe, bei dem es sicherlich noch viel schlimmer aussehen würde...

Es war kein alltäglicher Brief, den Fred Gröner betroffen-nachdenklich in den Fingern hielt. In seine Arbeitsstimmung paßte er herzlich schlecht, das konnte man gleich erraten; denn da war etwas, das sein Denken hartnäckig umkrallte und seine Stirn in Falten preßte. Er las die wenigen Zeilen noch einmal durch, bevor er sie endlich beiseite legte.

„Mein Boy! Ich erwarte Dich morgen abend nach dem Konzert, da ich mit meinen Freunden noch ein paar gemütliche Stunden verleben möchte. Du mußt natürlich dabei sein. Vielleicht halte ich mich hier noch einen Tag länger auf, dann können wir weitere Verabredungen treffen.“

Es grüßt Deine stets getreue Freundin

Janina von Lautenborg.“

Ein seltsames Gefühl besichtigte ihn. Halb war es Scham, halb süßer Schauer, vielleicht auch Mitleid, vielleicht Trost. Nur eines wurde ihm klar, daß er jene Frau, die ihn einst aus dunkler Nacht ans Licht geleitet und dann lächelnd von ihm ging, nicht mehr liebte, wenigstens nicht mehr so liebte wie damals... Ja, als er vor ein paar Tagen an den Anschlagssäulen und in den Zeitungen so von ungefähr ihren Namen gelesen hatte, da war er erst wie ein Fremder apathisch vorübergeschritten; nur an der leisen Abneigung, die er hernach gegen sie empfand, weil sie ihren Namen aller Welt preisgab — den Namen, der ihm einmal wie Musik im Ohre geklungen, von den Lippen geflossen war — merkte er, daß sie ihm nicht ganz gleichgültig geworden. Und dies war wieder ein gutes Zeichen; denn hätte er sich in seiner Undankbarkeit nicht selbst verachten müssen?

Nur Maja hatte er nie von seiner „berühmten Freundin“ erzählt, obwohl er bei der ersten Liebkosung unwillkürlich der schönen Frau gedenken mußte, die ihn die Feinfühligkeit in der Liebe gelehrt. Damals war er bestürzt von der Geliebten fort in die Einsamkeit geeilt, sich anklagend, daß er mit einem Kusse zwei edle Frauenseelen betrogen habe.

Aber als die Liebe zu dem jungen Mädchen immer strahlender und beglückender sein ganzes Leben durchflutete, wie ein Phönix aus der Asche einer verlobten Leidenschaft vor seinem Blicke erstand, wichen die Dämonen seinem Denken: er ließ die Vergangenheit vergangen sein und gab sich rückhaltlos einer Gegenwart hin, die ihm zugleich zur Zukunft wurde. Und so kam es, daß diese ihm schwerer wog als alles, was hinter ihm lag.

Er hatte nicht geglaubt, daß die Sängerin sich noch um den Studenten kümmern werde; sie waren doch vor zwei Jahren damals in München mit einer Verstimmung auseinandergegangen und hatten sich auch kaum geschrieben. Sie schien in-

dessen ihren „Boy“ nicht vergessen zu haben, obwohl aus der unbekannten Konservatoriumsschülerin mittlerweile eine namhafte Konzertfängerin geworden war. Vielleicht trug auch nur gönnerhafte Gütlichkeit, vielleicht eine vorübergehende sentimentale Laune die Schuld an dem unerwarteten Wiedersehen. Fred fühlte sich auf jeden Fall verpflichtet, der Einladung Folge zu leisten. Auch gab es eine feine Stimme in seinem Innern — er pflegte sie die Aesthetik der Seele zu nennen — die nach einer Klärung seines Verhältnisses zu dieser Frau drängte; die Harmonie, die Majas Liebe in sein ganzes Leben hineingetragen hatte, schien in diesem einen Tone noch zu vibrieren. . .

Obwohl der Name Janina's von Lautenborg hierzulande noch wenig bekannt war, sicherte ihr dennoch die allgemeine Musikfreundlichkeit und -freudigkeit der Stadt einen vollen Konzertsaal. Sie sang mit ihrer sympathischen Altstimme eine Reihe Lieder von ältern und zeitgenössischen Komponisten und nahm bei ihrem strahlenden und zugleich lebenswürdig-bescheidenen Wesen in den Herzen ihrer Zuhörer mit der Selbstverständlichkeit der Künstlerin Wohnung.

Nur Fred konnte nicht zu einem reinen Kunstgenuss gelangen: das Persönliche beschäftigte ihn zu sehr — und dann mußte er wieder an Maja denken, die mit ihrer Mama wenige Stuhlreihen vor ihm saß. „Ein herrliches Mädchen!“ war es unwillkürlich seinen Lippen entflohen, als er sie in weißer Abendtoilette liebevoll an der Seite der Mutter, die etwas kleiner war und die zierliche Schönheit ihrer Mädchenjahre noch immer nicht verleugnete, durch den Saal hatte schreiten sehen. Und nun, wie sie beglückt die süße Musik der Liebeslieder auf sich einströmen ließ und hernach der fremden Sängerin aus jubelndem Herzen Beifall spendete, da kam eine heimliche Freude über ihn, als er so die Freundin der Geliebten dienen sah. Zugleich aber auch ein triumphierender Stolz, daß die Frau, die das Entzücken und das Sehnen so vieler dürftender Menschenherzen in diesem Augenblicke war, ihn, den unbekannten Studenten, einst geküßt hatte, ihn ganz allein —

Das Konzert war zu Ende, die Menschenflut wich zu beiden Seiten, wo die Garderoben lagen. Von den brandenden Tonwellen war keine Spur übriggeblieben; sie zitterten wohl in den Herzen nach, wogten im Blute und flossen hinüber in die Träume, bis daß auch hier Ebbe wurde wie im verlassenen gährenden Saale.

Fred Gröner hatte mit seiner Liebsten einen verständnisvollen Blick getauscht an der Mama vorbei, die nichts wissen durfte und die doch in ihrem mütterlichen Ahnen ein leises Gefühl für die Blutwelle hatte, die von der Tochter ausströmte. Und im Bewußtsein ihrer Ohnmacht dem ungekannten feindlichen Magneten gegenüber mahnte sie ihr Kind nur rascher zum Gehen.

Langsam, zögernd begab sich der junge Mann nach dem Ankleideraum der Sängerin. Er empfand nur einen dumpfen Zwang, daß er jetzt in seine Worte und mehr noch in seinen Blick all die Aufrichtigkeit legen müsse, die er sich selbst, die er einem Mädchen, das an ihn glaubte, die er einer Freundin, die er geliebt, schuldig war.

Janina von Lautenborg trat freudestrahelnd aus dem Garderobezimmer, ihr feines Gesicht einem beglückten Lächeln überlassend, das sie erst nachträglich des stürmischen Beifalls ihrer begeistertsten Gemeinde genießen ließ. Denn als sie im grellen Lichte des Kronleuchters stand und der Applaus hart und unmelodisch an ihr winziges Ohr schlug, da war es weit eher ein gezwungenes Lächeln gewesen, untermischt mit dem leisen Schmerz, den ihr die der Schminke noch immer ungewohnten Gesichtsmuskeln bei der Spannung verursachten. Jetzt fühlte sie sich frei und groß und reichte ihren Freunden, die auf sie gewartet hatten, beide Hände und ließ sie mit der Geste der Siegerin küssen. Sie gab sich den Anschein, als bemerkte sie Fred Gröner kaum, und hieß ihn als den Jüngsten ihr den Theatermantel um die blendendweißen Schultern schlagen. Und

dann belud sie geschäftig jeden mit einem mächtigen Blumenbuket und hängte dem kleinen dicken Musikreferenten scherzhaft den Lorbeerfranz um den Hals, sodaß die seidnen Schleifenenden wie zwei riesige Bäckchen ausfahen:

„Da haben Sie den Lorbeer, den Sie uns armen Tschaperln immer streitig machen, Sie garstiger Mensch Sie!“

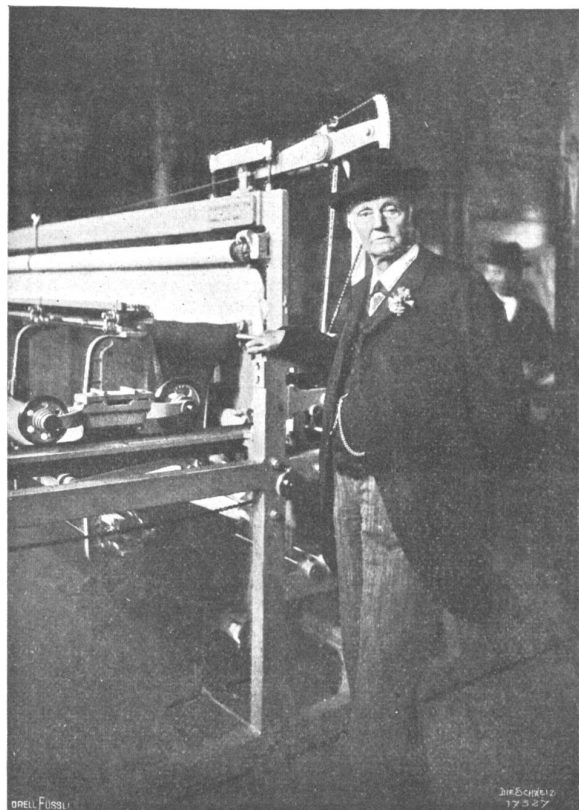
Alle lachten über den komischen Anblick, und Janina entlohnte mittlerweile die Garderobenfrau, die ihr beim Ankleiden behülflich gewesen, und winkte mit hastigen Bewegungen eine Autodroschke heran, noch bevor ihr die dienstbesessenen Kavaliers zuvorkommen konnten.

„Kinder,“ rief sie gutgelaut, „nun hab' ich aber einen Wolfshunger gekriegt! Avanti!“

In weichem Begehng eilte der Tagameter kreuz und quer die Straßenzellen entlang, während die Lichter rechts und links zu Perlenschnüren sich aufrehten. Die Sängerin, ins Polster zurückgelehnt, schien noch ein paar Minuten lang von ihrem Erfolge träumen zu wollen — morgen würde doch alles verblaßt sein und den gewohnten Gang gehen. Sie kannte dieses Gefühl und wußte, daß der Erfolg des Künstlers Nektar und Ambrosia ist und daß er ohne ihn auf seinem Olymp verhungern müßte. Eben darum kann er ihn nicht entbehren, weil er ihm alltägliches Bedürfnis geworden ist.

Die Freunde fühlten dies und sahen die schöne Frau nur aus dem Dunkel mit bewundernden Augen an, und die Blumen, die Rosen und Nelken, die sie in den Händen hielten, nickten ihr leuchtend entgegen, so, wie die vielen fremden Gesichter, die sich nach ihr verlangend vorgebeugt hatten vor einer kurzen Viertelstunde noch. . .

Und dann mußte sie an Fred Gröner denken, der neben ihr saß und wenig rebete und ihr fremder erschienen war, als sie sich erst gedacht. Er war auch größer, männlicher, hübscher geworden, und es tat ihr beinahe leid, daß sie ihn in dem Briefe noch mit dem vertraulichen, bemutternden „Mein Boy“ angesprochen wie früher einst.



Von der I. Schweiz. Heimarbeitausstellung. Bundespräsident Deucher in der Ausstellung. Phot. C. Ruf, Zürich.



Von der I. Schweiz. Heimarbeitausstellung. Appenzellerhaus mit Webkeller. Phot. Karl Friedr. Umfer, St. Gallen.

O, sie hatte ihn noch immer gern, jetzt vielleicht mehr als damals vor zwei Jahren! Erst nachträglich, immer deutlicher in der letzten Zeit, war es ihr zum Bewußtsein gekommen, daß die dunkeln Augen des verliebten Jungen es eigentlich gewesen seien, die ihr den Mut und das Glück brachten, deren sie für ihre Künstlerlaufbahn so notwendig bedurfte. Daß sie früher nie daran gedacht hatte? Aber damals hatte ihre Kunst nur dem einen ehrgeizigen Streben dienen müssen, die Achtung und die Liebe eines Pianisten zu erfinden, der erst ihr Lehrer, dann ihr Gatte wurde.

Ihre Züge verdunkelten sich, wurden ernster, als sie an ihren Gatten dachte. Ein seltsamer Mann, den die Welt für einen ausgemachten Künstler erklärte und der in ihren Augen doch nur

ein Virtuose, ein geschickter Handwerker war! Mit all seinem bewundernswerten Können hatte er weniger Teil an ihrer Kunst als der fremde junge Mensch neben ihr, der von Musik wahrscheinlich überhaupt nichts verstand... Gewaltig schüttelte sie den Gedanken an ihren Mann ab, der heute irgendwo als Künstler von Gottes Gnaden sich anboten und ihr morgen gewissenhaft ein Paket von Konzertkritiken zukommen ließ und dasselbe von ihr forderte, gleich wie ein Verlobter sich Liebesbriefe ausbittet.

Und Fred? Ihm war sonderbar zu Mute. Die unmittelbare Nähe der Frau, die ihm einst so teuer gewesen und die ihn so tief unglücklich gemacht, wirkte wie eine Beseelung der Vergangenheit. Ohne es zu wollen, sog er den feinen Duft ein, der immer um sie gewesen. Der Wagen schüttelte sie ungestüm nach der einen Seite hin. Irgend jemand machte eine komische Bemerkung, und hernach lachte man. Fred lachte mit, obwohl ihn ein heißer Schauer überlief: er hatte das Knie seiner Nachbarin gestreift. Und im Nu erwachte die Erinnerung an ein ungekanntes befehlendes Gefühl, das er einst

erlebt, als er mit derselben Frau aus der Oper nach Hause gefahren war. Sie hatten in derselben Pension gewohnt und zu viert regelmäßig den Wagner-Zyklus besucht. Auf die Nachhausefahrt hatte er sich immer heimlich gefreut, sie war so stimmungsvoll gewesen...

Janina schien ihm kaum verändert. Etwas voller noch erblüht, ein klein wenig stiller, resignierter kam sie ihm vor. Ob sie wirklich verheiratet war? Sie gab sich wie früher. Er fühlte keine Veränderung in ihrem Wesen, wie er sie in diesem Falle unwillkürlich vermutet hätte. An ihren zierlichen Fingern trug sie eine solche Fülle von Ringen, daß er sie einzeln nicht unterscheiden konnte. Aber ein wenig neugierig war er doch geworden, es zu erfahren.

(Fortsetzung folgt.)

Ein schweizerisches Nationaldenkmal.

Mit fünf Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Anton Krenn, Zürich.

Die große Mehrzahl des schweizerischen Publikums ist sicher etwas überrascht worden durch die Ankündigung, daß in Schwyz ein Preisgericht über Modelle für ein schweizerisches Nationaldenkmal geurteilt habe. Die Idee war wohl in einem Augenblicke patriotischer Erhebung aufgetaucht, als bei der sechsten Jahrhundertfeier auf einer Wiese oberhalb Schwyz die Vertreter der Eidgenossen die Gründung des Bundes feierten. Aber seither war sie längst vergessen. In Schwyz bildete sich ein Komitee, das sich der Sache annahm, gelegentlich wurde an patriotischen Anlässen des künftigen Denkmals gedacht; aber niemand erwartete eigentlich die Verwirklichung. Jetzt hat das Ergebnis des ersten Wettbewerbes, zu dem über hundert Entwürfe eingesandt wurden, die Öffentlichkeit vor eine Tatsache gestellt, mit der man rechnen muß. Freilich noch nicht zahlenmäßig; dazu soll es erst nach der engern Konkurrenz kommen. Aber eine ästhetische Rechnung wird man heute schon anstellen müssen, wenn nicht unser Nationaldenkmal die lange Reihe künstlerischer Mißgriffe vermehren soll, die bei solchen Gelegenheiten in der Schweiz und im Auslande gemacht wurden.

Die Beurteilung der Presse läuft im ganzen auf einen kaum verhüllten Zweifel an der Notwendigkeit dieses Denkmals hinaus. Die Größe des schweizerischen Geldzeitalters hat kein feineres Denkzeichen nötig, und wenn wir eines nur daraufhin errichteten, so müßte es eine leere Rhetorik werden. Wir sind längst keine dreinschlagenden Helden mehr, und unsere besten Denkmäler werden aus Stahl und armiertem Beton gebaut. Mit Denkmälern nur rhetorischer Art ist man längst übersättigt.

Eine Gelegenheit bot sich freilich in Schwyz, um das Denkmal einem wirklichen Zwecke dienstbar zu machen. Im Archiv liegen dort die wichtigsten Urkunden aus der ersten Zeit des Schweizerbundes, in einem gewöhnlichen Kasten aus rohem Tannenholz. So weit braucht die republikanische Einfachheit nicht zu gehen. Der Schwyzer Landammann, Herr Näber, erwähnte in seiner Rede an die Journalisten, die zur Besichtigung der Entwürfe versammelt waren, daß man auch an das Archiv für diese wertvollen Reliquien gedacht habe. Leider konnten die Künstler das nicht erraten — im Programm des Wettbewerbes stand nichts davon. Der Gedanke hätte sicher anregend gewirkt, da er zu einer strengern Konzentration auf eine klare Idee hin gezwungen hätte. Die architektonische Phantasie wäre damit auch nicht eingeschränkt worden. Professor Seippel hat im «Journal de Genève» die Errichtung einer Kapelle für unsere Bundesurkunden gefordert. Man brauchte sich nicht so streng an dieses Wort zu halten. Es ließe sich auch ein tempelartiger Bau errichten, der in die Landschaft hineinpaßte, oder die kleine Kapelle könnte zum Mittelpunkt einer größeren Komposition gemacht werden. Vielleicht wird eines der prämierten Werke, in dieser Art umgestaltet, zur engern Konkurrenz wiederkehren.

Das Programm ließ den Künstlern nicht nur über die Wahl ihres Themas, die Größe und Art des Denkmals und die Baukosten freie Hand, es stellte ihnen auch vier Plätze zur Verfügung, die allerdings kaum mehr als zwei künstlerische Möglichkeiten boten. Entweder hatte man mit einem der beiden Dorfplätze von Schwyz oder mit zwei freien Wiesenplätzen zu